

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 61=81 (1915)

Heft: 12

Artikel: Allerlei Erfahrungen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Dnestr und Pruth vorrückte, womit man Kolo-
mea und Czernowitz wieder in eigenen Besitz
brachte. —t.

Allerlei Erfahrungen.

Unsere Mobilisation ist in hohem Maße geeignet, Erfahrungen zu sammeln und gemachte Verbesserungsvorschläge praktisch auszuproben. Aus diesem Grunde müssen alle derartigen Hinweise wertvoll sein.

Durch die lange beständige Benutzung haben besonders während der Winterszeit die Mäntel arg gelitten. Man war recht häufig gezwungen, sie gründlich zu waschen, wenn sie gar zu stark mitgenommen aussahen. Dabei machte man aber die unangenehme Erfahrung, daß deren Wasserdichtigkeit beeinträchtigt wurde und sie nicht mehr das leisteten, was man billigerweise von ihnen verlangen kann, darf und muß. In anderen Armeen hat man die nämliche Erfahrung auch gemacht und sucht dem Uebelstand dadurch abzuhelpfen, daß man besondere Waschvorschriften aufstellt. Vor mir liegt eine „Abschrift aus der Gendarmeriebekleidungsvorschrift“, die den deutschen Truppen über das Waschen Angaben macht: Die grauen Regenmäntel sind, sobald sie schmutzig werden, in folgender Weise zu waschen: Für 20 Pfennig Panamaholz wird in 15 Liter Wasser eine Stunde lang bis zum starken Schäumen gekocht. Diese Abkochung wird alsdann durch ein Leinentuch gegossen, damit sie holzfrei wird. Sobald sie lauwarm geworden, ist der Mantel $\frac{1}{4}$ Stunde darin einzeweichen, dann mit den Händen gut durchzuwaschen und hierauf in lauwarmem reinem Wasser zweimal gut zu spülen. Hierauf wird er an einem schattigen, aber luftigen Ort getrocknet.

Da durch das Waschen die Wasserdichtigkeit aufhört, so ist solche wie folgt wieder herzustellen:

Von einem Liter, einer aus der Drogerie oder Apotheke zu beziehenden Flüssigkeit, bestehend aus 28 gr Kalialau, 25 gr krystallisierter schwefelsaurer Tonerde, 400 gr Lösung von essigsaurer Tonerde (8%ig), 547 gr Wasser wird $\frac{1}{10}$ Liter in eine Bütte, welche so viel Wasser enthält, als zum vollen Bedecken des Mantels nötig ist, gegossen. In diese Flüssigkeit wird der gewaschene und fast getrocknete Mantel eingetaucht und $\frac{1}{2}$ Stunde lang darin herumgedreht. Er darf darin nicht ruhig liegen, sonst wird er fleckig; dann wird er ohne vorher ausgedrückt zu werden, wieder getrocknet, in den Strich gebürstet und gebügelt.

Bei richtiger Behandlung sieht der Mantel wieder wie neu aus und ist vollkommen wasserdicht. Für einen zweiten Mantel ist die gebrauchte Flüssigkeit nicht mehr benutzbar, weil der erste alle imprägnierenden Stoffe aufsaugt.

Wintermäntel können in derselben Weise gewaschen und wasserdicht gemacht werden.

Farbige Kragen sind vor der Behandlung zu entfernen.

Es wird versichert, daß selbst abgeschabte Mäntel, derart gewaschen, kein Tröpflein Wasser durchlassen.

Unsere Infanteristen behaupten, der Tornister sei für das Mitnehmen von Wäschevorräten unbedingt zu klein, wenn alles mitgeschleppt werden müsse, was man an tragbarem Korpsmaterial fasse! Ob dabei das Gewicht nicht über das hinausgeht, was im Interesse der Beweglichkeit als Maximum

gelten kann, bleibe hier ununtersucht, da es ein Kapitel für sich bildet.

Beobachtungen, die bei Gebirgsformationen gemacht werden konnten, sind allerdings dazu angestan, den Klagen Berechtigung nicht abzusprechen. Man muß ja vieles mitnehmen, wenn man für alle Eventualitäten gerüstet sein will, aber manches könnte getrost zuhause gelassen werden, ohne daß der Mann schwer darunter litte, und dann wäre gewiß der Tornister groß genug. Ist es wirklich nötig, daß der Soldat die zweite Hose, den Mantel und das zweite Schuhpaar mitbucketelt? Es wäre ungemein interessant diese Frage einmal praktisch zu lösen. Muß unbedingt jeder Mann ein Putzzeug bei sich haben?

Recht unpraktische Ausrüstungsgegenstände sind die Gamaschen, die man glücklicherweise allmählich durch die Wadenbinde ersetzt. Einmal sind sie schwer zu reinigen und dann beanspruchen sie viel Raum im Tornister, wenn man sie nicht an den Beinen zu tragen hat. Das Schlimmste aber ist der Umstand, daß sie kaum an die Beine zu bringen sind, wenn sie gefrieren. Man hat s. Z. ganz gute Erfahrungen gemacht mit den sogen. Hosenschonern. Macht man die etwas länger, so können sie recht gut als Wadenbinden dienen. Allzu kurze Binden sind nicht nur nicht empfehlenswert, weil sie wenig schützen, sondern namentlich auch deshalb, weil sie zu Fußkrankungen Anlaß geben können. Zum Dienst im Gebirge eignet sich nur ein Schuh mit breiten niedern Absätzen, starken, über das Oberleder vorstehenden Doppelsohlen und Bergnägeln, welche Eigenschaften unser neue Ordonnanzbergschuh in glücklicher Weise trefflich in sich vereinigt. Die Schuhe müssen mit ihren Schäften über das Fußgelenk hinaufragen. Dieser Bedingung entsprechen nun die Schuhe unserer Bergbewohner häufig nicht, und dieser Umstand kann schlimme Folge haben: werden nämlich zu kurze und infolgedessen zu schmale Wadenbinden (Hosenschoner) getragen, so drücken sie den harten Rand des Lederschafts an die Knöchel, die dadurch gerieben und gescheuert werden, dem Manne arge Schmerzen verursachen und ihn nur allzuleicht marschkrank machen. Deshalb ist für die Fußbekleidung und zum Schutze von Fuß und Unterschenkel ein hochschaftiger, weichledriger Bergschuh und eine nicht zu lange, aber breite Wadenbinde zu benutzen.

Viel zu wenig wird von unseren Leuten im allgemeinen das Zelttuch geschätzt und benutzt, und doch ist es nicht nur ein ganz vorzüglicher Umhang für Wachtposten bei Regenwetter, ein treffliches Schutzdach für eine leichte Unterstandshütte, ein ganz tadelloser Windschirm, sondern vor allem aus auch ein die Feuchtigkeit vollständig abhaltendes Futteral für die Biwakdecke und die Notpackung. Schlägt man die Decke ins Zelttuch ein und schnallt sie so statt des Kaputs auf den Tornister auf, dann ist man im Gebirge für alle Fälle versehen, die Decke bleibt für die Nacht trocken und der Mann kann sich unter allen Umständen auf ein warmes Lager freuen. Eine brauchbare Notpackung fürs Gebirge wird erhalten, wenn man Leibwäsche und eiserne Portion (ins Proviantsäcklein eingewickelt) — vielleicht noch die Quartierschuhe dazu — in die Decke einschlägt, das Zelttuch darumlegt, das Kochgeschirr anschnallt und das Pack mit den Tornisterriemen an die Schultern hängt.

Die Verwendung der Biwakdecke zum Kampieren — wir haben im Zeltbiwak wie unter freiem Himmel zu wiederholten Malen genächtigt — dürfte allgemein bekannt sein, und doch wird sie oft genug von unseren Soldaten in wenig praktischer Weise benutzt. Gegen Wind und Nässe wissen sie meist recht gut sich zu wehren, viel weniger gut gegen die Härte des Bodens — ich erinnere mich, wie einmal einer meiner Leute, als ich ihn fragte, wie es ihm gehe, seufzend die klassische Antwort gab: er sei in der Nacht zweimal aufgestanden um „z'leue“ (auszuruhen)! Wie oft ärgern einen die Steine, denen man beim Aufschlagen der Zelte bei bestem Willen nicht immer ausweichen kann. Da belegt man den Boden mit Tannästen, Alpenrosenstauden, Gras, Heu, Gestrüpp, breitet auf der so vorbereiteten Unterlage 1—2 Zelltücher aus oder eine Biwakdecke und wickelt sich ins übrige Material ein. Dabei ist es dann sehr empfehlenswert, wenn drei Mann zusammen eine „Schlafeinheit“ bilden: auf einer Decke liegen sie, mit zwei anderenwickeln sie sich ein und leiden derart nie unter der Kälte, besonders wenn sie die Füße in Zeitungspapier oder noch besser in die warmen Filzhandschuhe einhüllen, die zur Korpsausrüstung gehören und die sich als „Fußsäcke“ geradezu herrlich bewähren. Große Zelte sind unpraktisch: man macht sie am besten so klein wie nur möglich, denn die Bergnächte pflegen, besonders bei klarem Himmel, bitterlich kalt zu sein.

Der unbestritten wertvollste Teil der Bekleidung ist für den Gebirgssoldaten der Lismer, den kein Mann selbst beim trockensten Wetter missen möchte und der deshalb mit der Ausrüstung zusammen an jeden Einzelnen mit der Bedingung abzugeben ist, daß der damit Ausgerüstete bei jedem Einrücken mit einem kriegsbrauchbaren Exemplar versehen zu erscheinen hat. Ich habe ihn einmal in diesen Blättern ein geradezu großartiges Kleidungsstück genannt und kann die Behauptung nunmehr vollauf bestätigen. Er ist ungemein leicht, braucht nicht sorgfältig gefaltet und zusammengelegt zu werden, er beansprucht wenig Raum im Tornister oder in der Notpackung und ist stets gebrauchsbereit. Kommt man naß von Schweiß ins Biwak, so entledigt man sich der durchnähten Kleidungsstücke, breitet sie zum Trocknen aus, nachdem man das Hemd gewechselt und zieht den Lismer an. Jetzt ist man „fein raus“. Wird es gegen Abend kühler, so zieht man die nunmehr trocken gewordenen Stücke über und hat dann auch in der Nacht schön warm. Ist man vom Regen bis auf die Haut naß geworden, so wechselt man das Hemd, zieht den Lismer an, legt Papier darüber und kann es nun selbst im nassen Oberkleid aushalten. Am Morgen zieht man den treuen, trocken gebliebenen Seelenwärmer aus, steckt ihn in den Tornister und hat ihn am Abend wieder trocken zur Verfügung. Er ist also das eigentlich praktische Universalkleidungsstück des Soldaten und insbesondere des Gebirglers. Daß das der Fall ist, weiß der Alpenwanderer längst, er braucht nur in eine Hütte einzutreten, so findet er den Lismer bei Klein und Groß; der Sportsmann hat seine Vorteile seit Jahren geschätzt — warum sollte er nicht auch dem Soldaten schätzbare Dienste leisten?

Die Verpflegung hat den im Gebirge operierenden Truppen stets große Schwierigkeiten bereitet. Abgesehen davon, daß der Nachschub schwieriger ist

als in der Hochebene — unsere Saumkolonnen haben die Schwierigkeiten meist tadellos überwunden — macht das Zubereiten der Speisen Kopfzerbrechen: an Kochgelegenheiten ist zwar, solange man nicht über die Grenze des Baumwuchses hinaus geht, im allgemeinen kein Mangel, aber das Kochen im Einzelkochgeschirr gehört zu den großen Mühseligkeiten des Soldatenlebens. Die Hygiene verlangt reichliche Verpflegung, das frische Fleisch kann nicht gesotten werden, man kann es höchstens braten, aber dann gibts keine Suppe — da hat ein trefflicher Gedanke unserer Kriegsmaterialverwaltung mit der Einführung der Kochkiste mit einem Male Abhilfe geschaffen, die gemäß Bundesbeschuß vom 26. Januar 1912 Ordonnanz geworden ist. Der „Selbstkocher“ (so lautet seine offizielle Benennung) ist im großen Korpsmaterial auf die nämliche Stufe zu stellen wie der Lismer in der persönlichen Ausrüstung — er ist der Gipfel des Praktischen. Bekanntlich besteht er aus den drei Teilen: Nickelkessel (8,5 kg schwer, 20 Liter Fassungsvermögen zur Verpflegung von 25 Mann, mit Traghenkeln), Isolierkiste (zgleich Packkiste, aus Holz mit Deckel, Blechfutter und Korkfüllung, Leergewicht 12,5 kg), Kochherd (aus Eisenblech, 4 kg schwer). Die Verpackung erfolgt in der Weise, daß der Kochherd zu unterst in die Kiste gestellt, dann der Nickelkessel hineingeschoben und das ganze auf ein Fuhrwerk verladen oder als Seitenlast auf ein Tragpferd gebastet oder endlich, auf kürzere Strecken wenigstens, von 2 Mann getragen wird. Zu dem Ende ist die Kiste mit Tragketten und Gurten versehen. Zu je 2 Kisten gehört eine Zugsküchenaurüstung im Gewicht von 12 kg, bestehend aus 2 Suppenkesseln und den darin verpackten Küchengeräten; die ineinander geschobenen Kessel sind auf ein Packbrett geschnallt, das als Tranchierbrett dient. Sie bildet beim Basten eine Oberlast.

Sobald man kochen will, wird der Kochherd an den Boden gestellt und der Kessel aufgesetzt. Nun kann man, wenn die Zeit reicht, fertig kochen. Für den Marsch aber wird nur bis zum Siedepunkt vorgekocht, was höchstens 30 Minuten beansprucht, dann der Deckel hermetisch verschlossen, die Kiste gepackt und aufgebastet: in 2½—3 Stunden ist alles garkocht. Es ist erstaunlich, wie lange der Inhalt einer Isolierkiste warm bleibt. Wir kochten einmal versuchshalber unmittelbar nach dem Frühstück Tee im Kessel, stellten ihn dann in die Kiste und ließen ihn über Nacht darin. Erst am anderen Abend wurde ausgepackt, und der Tee war gerade mundwarm. Mehr kann billigerweise nicht wohl verlangt werden.

Mit der Verwendung der Isolierkiste fällt auch ein recht bitter empfundener Uebelstand dahin: oft genug hat der verminderte Luftdruck in der Höhe beim Kochen im offenen Einzelkochgeschirr das richtige Dünsten unmöglich gemacht. In dem geschlossenen und isolierten Kessel bleibt der Dampfdruck erhalten und damit ist das Garkochen sicher gestellt.

Will man Abwechslung in die Verpflegung bringen, so kann man auch das Fleisch am Spieß braten, nachdem man es gehörig geklopft hat — man braucht dann kein Fett — und mit den Knochen und Abfällen in der Kiste eine kräftige, anregende Suppe bereiten oder das Fleisch hacken — zu dem Ende besitzt jede Kompagnie im Fleischkorb der Ein-

heitsausrüstung eine Hackmaschine — kurz an Abwechslungsmöglichkeiten fehlt es nicht. Nur vor etwas sollte man sich hüten: man sollte keine Hülsenfrüchte als Suppeneinlagen verwenden wollen, denn die werden nie weich. Auch ist das Einröhren von Teigwaren in die Suppenkessel nicht zu empfehlen, wenn man sie in die Kiste stellen will: sie zerkochen allzu stark und liefern dann einen unansehnlichen Brei. Das nämliche gilt natürlich für die Zubereitung von Maccaroni, Spaghetti, Hörnli usw. Dagegen schmecken Suppen aus Suppenkonserven geradezu ideal.

Mit der Einführung der Kochkiste sind auch verschiedene Klagen mit einem Male verstummt. Wie oft wurde z. B. die Behauptung aufgestellt, unsere Konservensuppen taugten nichts, sie seien geschmacklos und fade und nährten nicht. Das ist eine böse Verleumdung und beweist nur, daß der Klagende es nicht versteht, seine Verpflegung richtig zuzubereiten. Natürlich muß der Geschmack leiden, wenn die Leute die köstlichen Nahrungsmittel in unverantwortlicher Weise verwässern. In der Kochkiste ist das unmöglich, denn da ist die Flüssigkeitsmenge gegeben und kann nicht überschritten werden. Zudem verbessert längeres Kochen den Geschmack der Konservensuppen sehr.

Das nämliche Elend herrscht häufig bei Verwendung von Frühstückskonserven, handle es sich um Dickmilch oder Milchschokoladepulver: sobald zuviel Wasser zur Verdünnung verwendet wird, leidet der Geschmack. Unsere Leute meinen eben oft, mit einer möglichst großen Flüssigkeitsmenge bei Frühstück und Mittagsmahl sei alles gemacht; sie sind von Hause aus so gewöhnt. So wird denn in gedankenloser Weise Wasser zugesogen, die Brühe nicht recht gekocht, und wenn dann das Produkt genossen werden soll, so schwimmt ein dünnes, wenig nahrhaftes und geschmackloses „Wasser“ oben auf und der nährstoffhaltige Bodensatz wird schließlich aus lauter Unkenntnis weggegossen — die Erfahrung während der Mobilisation hat nun allerdings vieles korrigiert und unsere Soldaten sind praktischer geworden.

Eine oft diskutierte Frage hat jedenfalls nunmehr auch ihre Lösung gefunden. Man hat sich darüber gestritten, ob Kaffee oder Tee das bessere, vorteilhaftere und gesündere Marschgetränk sei. Mir persönlich war von jeher klar, daß dem Tee der Vorrang gebührt. Nun hat sich das bestätigt. Wir hatten einmal eine Zeitlang keinen chinesischen Tee zur Verfügung und verabfolgten deshalb Kaffee. Nach einiger Zeit wurde eine Untersuchung angestellt und da ergab es sich, daß viele Soldaten den Kaffee gar nicht tranken. Auf die Frage, weshalb sie ihn verschmähten, erhielt ich die übereinstimmende Antwort: der Kaffee sei gut, die Qualität und die Zubereitung ließen nicht das geringste zu wünschen übrig, aber er bekomme ihnen nicht gut, er mache Herzklopfen, rege auf, man marschiere weniger leicht usw. Diese Tatsache ist von verschiedenen Kameraden einhellig bestätigt worden — man wird demnach gut tun, sich des Umstandes jederzeit zu erinnern. Damit für heute genug.

Wir haben in dieser schweren Zeit viel gelernt und wollen die gemachten Erfahrungen in Zukunft zu Nutz und Frommen unserer Armee zu verwerten suchen.

Die Kostenverteilung für das Schießwesen außer Dienst.

(Fortsetzung.)

Die für die Jahre 1914 und 1915 budgetierten Zahlen scheinen nun allerdings darauf hinzudeuten, daß der Bund die Absicht hätte, in Zukunft etwas zurückhaltender zu sein. Vergleichen wir mit dem Rechnungsabschluß pro 1913, so sehen wir, daß im Jahre 1914 Fr. 167,657 weniger für die Zwecke des Schießwesens außer Dienst inkl. militärischer Vorunterricht etc. ausgegeben werden sollten; im Jahre 1915 hoffte man diese Ersparnis sogar auf Fr. 265,000 zu bringen. Die bekannten außergewöhnlichen Verhältnisse werden die Folge haben, daß auch diese reduzierten Ansätze wohl bei weitem nicht erreicht werden. Soweit das Budget pro 1915 in Frage kommt, so hat bei dessen Aufstellung schon die Kriegszeit und die durch dieselbe bedingte Notwendigkeit zum Sparen und Einschränken auf allen Gebieten mitgewirkt. So hat man in Aussicht genommen, den Beitrag für den einzelnen Schützen von 80 auf 40 Rappen herabzusetzen, was bei 190,000 Schützen eine Ersparnis von Fr. 76,000 ausmachen würde. Sodann sollen für den militärischen Vorunterricht analog wie für den turnerischen Vorunterricht nur noch Fr. 9.— statt wie bisher Fr. 18.— pro Teilnehmer zur Auszahlung kommen, was bei 13,000 Vorunterrichtlern eine Minderausgabe von Fr. 117,000 bedeuten würde. Das sind, wie gesagt, außergewöhnliche Sparmaßnahmen, die uns im Rahmen dieser Auseinandersetzung nicht weiter beschäftigen; man muß sich damit eben wohl oder übel abfinden.

Anders verhält es sich bei den Budgetzahlen pro 1914, bei deren Aufstellung die Rücksicht auf die durch den Krieg veränderten Verhältnisse noch nicht mitgewirkt haben kann. Wenn man da gegenüber 1913 eine Ersparnis von über Fr. 167,000 machen zu können hoffte, so war das hauptsächlich aus einem Grunde berechtigt. Mit Beginn des Jahres 1914 ist bekanntlich die neue Verordnung über das Schießwesen außer Dienst in Kraft getreten. Sie führte insofern ein neues Prinzip ein, als der Bund dazu überging, dem Schießpflichtigen 40 Patronen gratis zu überlassen, was vorher überhaupt nicht der Fall gewesen war. Dafür wurde der dem Schießverein zu bezahlende direkte Bundesbeitrag von Fr. 2.— auf 80 Rappen für jeden Teilnehmer an den obligatorischen Übungen herabgesetzt. Für den Schützen, namentlich den finanziell schwächeren, bildete das eine sehr erfreuliche Entlastung; er war nun nicht mehr genötigt, für die Erfüllung einer ihm vorgeschriebenen militärischen Leistung Geld auf den Schießplatz mitzubringen. Für den Bund erhöhte sich der entsprechende Budgetposten (direkter Beitrag plus Patronen, früher nur Beitrag) um den ansehnlichen Betrag von etwa Fr. 170,000.

Diese Mehrausgabe wurde aber bei weitem wettgemacht durch eine anderweitige große Ersparnis, die mit der Einführung der neuen Munition zusammenhängt. Die Patrone alter Ordonnanz war, wie oben schon gesagt wurde, vom Bund um den Preis von 5 Cts. an die Schützen abgegeben worden. Die Herstellungskosten machten 9 Cts. aus; die Differenz von 4 Cts. trug der Bund. Daraus ergab sich für den letzteren eine Ausgabe für den Mindererlös aus Patronen, die in der Jahresrechnung von